

Navid Kermani

# ALBUM

Das Buch der von Neil Young  
Getöteten | Vierzig Leben | Du  
sollst | Kurzmitteilung | HANSER

So viele andere von Neil Youngs langsamen, sanften Stücken sind mir näher, und mir selbst hätte ich *Human Highway*, weil es zu simpel und gleichzeitig nicht simpel genug ist, nicht in solcher Regelmäßigkeit zugemutet, aber in Verbindung mit dem vorangegangenen *Pocahontas* und meiner müden Tochter auf dem Arm war es doch wundervoll. Zu der Zeit hatte meine Tochter übrigens die Position, in der sie anfänglich Neil Young zu hören pflegte, längst aufgegeben. Sie lag nicht mehr seitlich nach vorne blickend auf meinen Händen, sondern vergrub ihren Kopf entweder in der Kuhle zwischen Brustkorb und Schultergelenk oder an meinem Hals.

Als problematisch erwies sich im Ausland – ich hätte es mir vorher denken können –, daß ich keine vernünftige Anlage zur Verfügung hatte und die CD in den Laptop legen mußte, dessen Lautsprecher immerhin so schlecht nicht sind. Andere Stücke Neil Youngs kann man unter Umständen, wenn anders es sich nicht einrichten läßt, leise hören – *Pocahontas* gehört in der Live-Version nicht zu ihnen. Aber weil sie es bereits gut kannte, bevor wir für drei Monate in ein fernes Ausland flogen, hat es zunächst doch geklappt. Mein Laptop war laut genug, um die Erinnerung, nein: die akustische Vorstellungskraft wachzurufen, und das genügte in den ersten sechs, sieben Wochen. Gegen Ende unseres Aufenthaltes bemerkte ich jedoch Abnutzungserscheinungen. Das abendliche Klangerlebnis verlor seine Einzigartigkeit und Magie. In den letzten zwei oder drei Wochen unseres Aufenthaltes schob ich *Year Of The Horse* nur noch sporadisch in den Laptop. Rein akustische Stücke, in denen die Stimme Neil Youngs mehr im Vordergrund stand, waren noch eher geeignet, meiner Tochter zu gefallen. Es war eine schwierige Zeit, wie man sich inzwischen wohl ausmalen kann, die zweite Krise im Verhältnis zur übrigen Welt und die erste leichte Enttäuschung im Verhältnis zu Neil Young. Dieser büßte seine Wirkung nicht völlig ein, doch zauberte er, so leise gestellt, nicht mehr.

Zum Glück kehrten wir bald schon nach Deutschland zurück; ich hatte unseren Flug sogar eigens umgebucht, um eine Woche früher wieder bei *Pocahontas* zu sein. Der Moment, da ich am Tag nach unserer Ankunft (ich wollte nichts überstürzen) mit meiner Tochter im Arbeitszimmer vor der Anlage stand, war ein ganz großer. Ich legte *Year Of The Horse* in das Gerät, tippte den sechsten Titel an und schob den Lautstärkeregel des Verstärkers nach rechts. Da war es, aus satten, zufriedenen Boxen, die meine Tochter damals noch nicht mit ihren Fingernägeln ruiniert hatte: die quietschende Rückkopplung, die trillernde Fanfare und der unglaubliche Rhythmus, nicht zu schnell, nicht zu langsam, zu dieser durchdringenden, etwas leiernden Melodie, die Neil Young klirrend auf seiner Gitarre spielt. Und dann begann er zu singen. In diesem Nu, da sich Neil Youngs Stimme zum »Aurora Borealis« erhob, wirklich erst dann waren wir endlich zu Hause angelangt. Diese Erfahrung war so stark, daß sie später einmal in mein akademisches Schaffen einfloß. Ich mußte einen Vortrag zum Begriff Heimat halten, und so versuchte ich, der für dieses Thema über keinerlei Vorbildung verfügte, dem aufgeklärten Publikum sowie den übrigen Experten für Trans-, Multi- und Postnationales zu erklären, daß ich mich heimisch fühle, wo Neil

Young gespielt wird. Sie fanden das, glaube ich, nicht kompliziert genug. Hätte ich eine literaturwissenschaftliche Analyse von Neil Youngs Texten über den Verlust der Geborgenheit und die Fremdheit im Leben hinzugefügt, vielleicht wären sie zufrieden gewesen.

Ich habe selten so ausgiebig über Neil Youngs Texte nachgedacht wie in den letzten Tagen über *Pocahontas* oder zuvor über *The Last Trip To Tulsa*. Bei den Liedern waren es meist einzelne Verse oder Strophen, die ich aufschnappte, reflektierte, mir merkte. Es kam vor, daß ich ein Wort oder einen Satz falsch verstand und mich dadurch zu abenteuerlichen Deutungen verstieg. »Pocahontas« zum Beispiel war mir als Begriff völlig schleierhaft, bis ich mir das Booklet vornahm, den Text studierte, ein Lexikon zu Hilfe holte und erfuhr, daß es sich um eine berühmte Indianerprinzessin, eine historische Figur also, handelt. Ich hatte wohl angenommen, daß Pocahontas eine Frau sei, die mit den Indianern in irgendeiner Verbindung stand, aber um wen es sich handelte und wie genau sie hieß, das konnte ich nur vermuten und beflügelte eben deshalb meine Phantasie. Statt Pocahontas hörte ich immer etwas wie Procol Harum, den Namen dieser englischen Band, was ich mir nicht erklären konnte, so daß das Wort mir zum Synonym für die Schönheit und das Geheimnis einer fernen Frau geriet. »With my Indian Rug and a pipe to share« mißverstand ich als »With my Indian Love and a fight to share«, was das literarische Ich natürlich in einem völlig anderen Licht erscheinen läßt und zu ganz neuartigen Deutungen Anlaß gibt, die ich dem geneigten Leser aber vorenthalten möchte, da es selbst mir übertrieben erscheint, ihn mit den Interpretationen solcher Verse zu behelligen, die Neil Young gar nicht verfaßt hat (es handelt sich hier schließlich nicht um ein Buch über mich). Im selben Lied blieb »Aurora Borealis« eine seltsam klingende Buchstabenfolge, ähnlich wie die Siglen am Anfang mancher Koransuren, und statt »teepee« hörte ich »TV«: die guten Dinge, die es in Hollywood zum Ausleihen gibt, wie den Astrodome und den ersten Fernseher – auch nicht schlecht. Ganz genau verstand ich allerdings die einzige Zeile, die zweimal auftaucht: »In the homeland we've never seen.« Zusammen mit der Vorstellung von Marlon Brando, der sagemuwoben schönen Indianerin und Neil Young am Lagerfeuer reichte das bereits, um dem Text einen lebenslangen Platz in meinem Gedächtnis zu sichern. Wenn ich damals meiner Tochter *Pocahontas* vorsang, waren es immer die erste und die letzte Strophe, die ich in Ausschnitten und fehlerhaft vortrug, immer wieder die Heimat, die wir nie gesehen haben, und das Lagerfeuer, das am Ende eines schlechten Tages oder Lebens ein wenig zu versöhnen vermag, weil es viel weniger als eine Versöhnung ist, ein erschöpfter Frieden allenfalls.

Noch Monate, nachdem ich meine Tochter kennengelernt hatte, gab es bis auf *Are You Ready For The Country?* kein Lied, dessen Text ich vollständig auswendig beherrschte. Das habe ich erst gemerkt, als ich ihr Neil Young vorsingen wollte, und es überraschte mich selbst. Von nennenswertem Nachteil war das nicht, denn man kommt, wie ich herausgefunden habe, mit ein paar Zeilen aus *Sugar Mountain, Only Love Can Break Your*

*Heart* oder *Lotta Love* schon ziemlich weit, sollte gerade keine Anlage zur Hand und dennoch ein Baby zu beruhigen sein. Kleinen Schreihälsen scheint die Wiederholung der immer gleichen paar Akkorde und Worte nicht aufzustoßen, im Gegenteil (vermutlich bin ich nicht der erste, dem das auffällt). *Are You Ready For The Country?* mochte ich meiner Tochter nie vorsingen, ich halte es für eines der überflüssigen Stücke Neil Youngs. Daß ich den Text behalten habe, ist erstaunlich. Das Lied stammt von seiner ersten Platte, die ich je bewußt gehört habe, nämlich von *Harvest*, die mein Bruder als einzige von Neil Young besaß. Es ist bis heute sein populärstes Album, das einzige, mit dem er es je zur Nummer eins der Charts brachte; mit äußerstem Befremden mußte ich konstatieren, daß ein Stück daraus, *Heart Of Gold*, in den Flugzeugen von *Swissair* als Hintergrundmusik Fron tat (mögen sie pleite gehen dafür). Meine Sympathien für *Harvest* waren da bereits Jahre verflogen; lange Zeit war es mir sogar schier unerträglich, die Platte zu hören, weil sie so soft ist und die übrige Welt von Neil Young nur dieses eine Album zu kennen scheint. Gleich, wo man hinkommt, wird das Bekenntnis zu ihm mit der Bemerkung konfrontiert, das sei doch der mit *Harvest*, woraufhin die Falschen ihre Zustimmung bekunden und die Richtigen einen als Anhänger handtuchweicher Mädchenmusik aufziehen oder, schlimmer noch, im stillen als solchen abtun. Wenn sie spotten, kann ich mich unter Hinweis auf die zahlreichen Kracher Neil Youngs und seine große Anhängerschaft unter Punk-, Grunge- und jeder neuen Generation von Independentmusikern, die schon mehrere Platten zu seinen Ehren aufgenommen haben und ihn überhaupt für den Allergrößten, für ihren Paten halten, wehren. Aber wenn sie ihre Irritation für sich behalten, stehe ich wie bedepert da.

Jedenfalls gefiel mir damals, als ich *Harvest* im Zimmer meines Bruders hörte, *Are You Ready For The Country?* besonders gut. Auch wenn ich heute die Banalität des Stückes deutlich wahrnehme und es zu den schwächeren eines ohnehin nicht herausragenden Albums zähle, spricht die Vorliebe für mich, finde ich, denn es ist der einzige Titel auf *Harvest*, der nach Rock 'n' Roll klingt. Mit den Jahren habe ich zwar herausgefunden, daß *Are You Ready For The Country?* eine ziemlich abgefederte Fassung dessen bot, was in der Welt der Rockmusik möglich ist, und sich anhört, als würde eine Country-Band versuchen, mal so richtig die Post abgehen zu lassen, aber seinerzeit kannte ich nicht so viel anderes. Meine Brüder besaßen Platten von Leonard Cohen, Genesis, Yes oder Pink Floyd. Letztere mögen wohl auch härtere Töne beherrschen, aber so ein einfach gestrickter, geradliniger Rock 'n' Roll ist deren Sache nicht (es gab einzelne Titel von Pink Floyd, die in die Richtung gehen, und die erfreuten sich dementsprechend meiner besonderen Wertschätzung als Kind).

Ich kann nicht sagen, daß ich damals, ich war acht oder neun Jahre alt, Neil Young schon verfallen war; ich hatte immer Phasen, in denen ich einzelne Alben oder Gruppen mochte, und im nachhinein muß ich gestehen, daß es insgesamt tatsächlich eher Pink Floyd waren, die mich durch diese Phase zwischen Kindheit und Pubertät begleiteten. Bis mir an meinem zwölften Geburtstag die Klassenkameraden gemeinsam *The Wall* schenkten (das wohl am

häufigsten, nämlich vier- bis fünfmal täglich vollständig genutzte Geschenk, das ich je erhalten sollte), war meine absolute Lieblingsplatte *The Dark Side Of The Moon*. Unter all den Gruppen, die ich bis zu meinem Abitur hörte, sind Pink Floyd neben Led Zeppelin und natürlich Neil Young die einzigen, die sich meine Verehrung bewahrt haben (Pink Floyd mit Roger Waters, versteht sich, nicht die Greise, die in der Generation Golf unter diesem Titel firmieren). Die alles andere verzehrende Liebe zu Neil Young setzte später ein, mit vierzehn etwa, als ich auf *Rust Never Sleeps* stieß, was einen Quantensprung in meiner nicht bloß musikalischen Bewußtseinswerdung hervorrufen sollte; bis dahin war er einer von mehreren, sich ablösenden Favoriten. Jetzt, da ich das schreibe, fällt mir ein, daß ich mir meine eigenen wöchentlichen oder monatlichen (an die Frequenz erinnere ich mich nicht mehr) Top Ten aufzustellen pflegte, die ich auf sorgfältig gesammelten Zetteln vierfarbig festhielt. Ich sehe auch der Tatsache ins Auge, daß sich Mike Oldfield und manch andere Räucherstäbchen in diese Liste verirrtten, sogar über einen sehr langen Zeitraum hinweg. Den Spitzenplatz machten allerdings durchweg Neil Young und Pink Floyd aus, bevor sich ersterer endgültig durchsetzte und ich die Liste dann auch bald aufgab, weil sich auf den vorderen Rängen ohnehin nichts mehr tat.

Es gab also immer Phasen, in denen eine Platte oder eine Band mein Leben dominierte, so wie ein junger Mann sich oft verliebt, bevor er sich auf eine Frau einläßt und Kinder zeugt. Anders als in der erotischen Liebe hatte ich in der musikalischen allerdings niemals das Gefühl, die Monogamie sei eine Konvention, die, wenn überhaupt, aus pragmatischen Gründen zu befolgen sei. Und eine dieser Phasen meiner musikalischen Casanoverei, eine sehr frühe, bestand eben aus *Harvest*. Ich hörte die Platte rauf und runter, sooft mein Bruder sein Zimmer verließ. Wenn er allein im Zimmer war, wollte er immer nur lernen, aber hatte er Freunde bei sich, schlich ich mich zum Plattenspieler und legte klammheimlich *Harvest* auf. Das gelang auch deshalb relativ oft, weil ich unter seinen Freunden einen Verbündeten hatte, Matthias, seinen späteren Schwager. Er war für mich ein Star, was keineswegs nahelag, wenn man ihn kannte, da der etwas dickliche Matthias mit seiner Metallbrille und den damals schon lichten Haaren nach allem aussah, nur nicht nach dem Helden eines Zehnjährigen. Die seltsamsten Freundschaften und Sympathien ergeben sich bei mir, nur weil jemand dem gleichen Fußballverein oder derselben Musik anhängt wie ich. Es ist nicht nur, daß wir ein gemeinsames Gesprächsthema haben, und zwar eines, das mich im Gegensatz zu fast allem anderen, was die Leute sich und mir gewöhnlich zu sagen haben, tatsächlich interessiert; Menschen, zu denen ich sonst nicht den geringsten Bezug hätte, werden mir lieb, da sie etwas sehr Intimes mit mir gemeinsam haben. An das Gesicht, die Stimme, die Größe eines Vereinskameraden meines Bruders, der mit ihm überhaupt nichts zu tun hatte und nicht einmal in der gleichen Mannschaft spielte, mit dem ich im Leben vielleicht zwei Sätze am Rande eines Aschenplatzes gewechselt habe, kann ich mich erinnern, seinen Lebensweg von der Übernahme des väterlichen Kioskes bis zum Umzug seines Kioskes habe ich verfolgt, seinen Namen behalten, nur weil ich als kleiner Junge

erfuhr, daß er Anhänger des 1.FC Köln ist. Erst vor kurzem habe ich ihn aus den Augen verloren: Als ich zu meinen Eltern fuhr und wie immer an dem Ladenlokal vorbeikam, sah ich, daß er seinen Kiosk aufgegeben hatte, und ich sorgte mich um ihn.

Was ich beschreibe, beschränkt sich keineswegs auf den Fußball oder die Musik. Es ist eine allgemeine Erfahrung. So wenig verbindet uns, wenn wir ehrlich sind, mit anderen Menschen, so mangelhaft sind unsere Möglichkeiten, das Wenige mitzuteilen und zu erfahren, daß ich die einzelnen Stellen, an denen wir uns berühren, als schmerzhaft und glücklich empfinde, daß ich sorgsam mit ihnen umgehe, sie mögen unscheinbar, sie mögen winzig sein, wenn sie nur wirklich sind. Und Fußball ist in meinem Leben wirklich, und Neil Young auch, und ebenso Pablo Neruda, Adorno und meine Barthaare: Bevor ich anfing, mich naß zu rasieren, war meine Haut nach jeder Rasur zum Hals hin wund und rot. Ich kann mich an einen Verkäufer in einem Fiat-Zentrum erinnern, von dem ich etwas wissen wollte, wahrscheinlich wegen des blauen Mirafioris, meines allerersten Autos, das mich schon als Siebzehnjährigen heimlich den Berg rauf und runter kutscherte, auf dem wir wohnten, vielleicht auch, weil ich mich nach einem neuen gebrauchten Mirafiori erkundigen wollte, als der alte es nicht mehr schaffte. Er, der Verkäufer, hatte einen Schnurrbart, eine Halbglatze, die er mit ein paar eigens unbeschnittenen Seitenhaaren zu verbergen suchte, und trug ein gelbkariertes Sakko. Meine eigenen Haare waren dagegen schulterlang und nach dem Modell Jimi Hendrix frisiert, meine Kleidung bestand aus einer blauweiß gestreiften Latzhose und mehreren viel zu weiten handgestrickten, bunten Pullovern (es kann also nicht Sommer gewesen sein). Zuerst hatte ich den längsten Pullover, der die Oberschenkel bedeckte, angezogen, darüber den zweitlängsten und so weiter. Voller Stolz schaute ich, so eingeschränkt mein Blickfeld auch war, durch die winzige Nickelbrille, die mir der Augentest für den Führerschein beschert hatte (-0,5 Dioptrien, gerade genug). Vor dem Schaufenster strahlte mein Mirafiori (*Rust Never Sleeps!*), für den mein Vater vergebens viel Geld bot, nur damit ich ihm erlaubte, mir ein anderes Auto zu kaufen. Das Bemühen meines Vaters dürfte einen Grund auch in dem *Fuck the Army*-Aufkleber gehabt haben, der schräg über dem D-Zeichen angebracht war und eine Schildkröte abbildete, die es mit einem Militärhelm trieb. In unserer gutsituierten Nachbarschaft mußte das unglaublich cool und provokant wirken, dachte ich. Ich stand vor diesem Verkäufer, der trotz meines Erscheinungsbildes sehr bemüht war, möglicherweise, weil er meinen Vater kannte, genau kann ich es nicht mehr sagen, und während wir sprachen, fiel mir auf, daß er das gleiche Problem mit dem Rasieren hatte wie ich. Die Haut unterhalb seiner Gesichts war so rot und wund wie die meine. Es erscheint Außenstehenden – und zumal Frauen – gewiß nebensächlich zu sein, aber wenn nach jeder Rasur die Haut brennt und ausschlägt, macht sich das im Leben selbst dann bemerkbar, wenn man sich um seines revoluzzerhaften Aussehens willen nur alle zwei Wochen rasiert. Und im Leben dieses Mannes spielte die Rasur eine ebensolch ärgerliche Rolle wie in meinem Leben. Die Entdeckung, daß uns etwas verband, rührte mich so sehr an, daß ich Mühe hatte, das Gespräch fortzusetzen. Ich weiß